

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

(4. Fortsetzung.)

Im langen Bruch.

Roman von Heinz Alfred von Buern.

(Nachdruck verboten.)

„Die Krone!! — Väterchen! Meine Krone!“ und freudestrahlend hielt sie die kapitale Krone gegen das Licht: „Sieh' doch nur, ach sieh' doch nur!“

Graf Albert rühte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her.

„Ich glaube gar, Mädel, darüber freust du dich mehr als über die anderen Sachen, was?“

Aber er bekam keine Antwort, denn Hertha hatte Lühes Brief entdeckt, mit einer raschen Bewegung steckte sie ihn in die Tasche und ging dann Siebenschuh entgegen.

„Zuerst die Gewehrliste“, kommandierte der alte Herr: „Natürlich deine Büchse, hm, hm, ist sie denn auch ordentlich gereinigt?“

Siebenschuh kippelte die Läufe auf:

„Zawohl, Herr Graf, blitzblank und sauber!“

„Und schreibt er denn nichts dazu?“

„Nein, Herr Graf, ein Brief liegt nicht d'rin!“ Hertha hatte sich abgewandt, eine zarte Röte färbte ihre Wangen, aber vielleicht war es nur der Widerschein der lieben Sonne, die neugierig durchs Fenster hereinslugte.

„Sachte, Siebenschuh, sachte, ja nicht den Deckel splintern, seh' Er das Stemmeisen mal hier drüben an! So, eins, zwei hoppla!“

Mit einem Krachen sprang der Deckel auf, gleich knorrigen, braunen Eichenästen ragte es aus dem Halbdunkel der Kiste, blühende Kronenenden.

Still war es im Zimmer, ganz still, der alte Herr atmete laut und schnell, und dann sagte er leise, mit seltsam gepreßter Stimme:

„Bad! Er aus, Siebenschuh!“

Hertha war an das Fenster getreten, wieder und immer wieder überflog sie die wenigen Zeilen, da hörte sie hinter sich einen Laut, halb Lachen, halb Schluchzen: „Der Junge! So ein Junge!“

Graf Albert fuhr sich mit der Hand über die Augen, als müsse er dort etwas Unsichtbares wegwischen, schnell barg Hertha den Brief in ihrer Bluse, der alte Herr achtete nicht darauf, in seinen Zügen zuckte und wetterte es, als müsse er eine gewaltige Erregung unterdrücken, nur Friedrich Wilhelm Siebenschuh lächelte sein diskretes Kammerdienerlächeln.

Niemand achtete darauf, daß Knieper auf den Stuhl gesprungen war und sich leise an die Tortenplatte heranzupürchte.

3. Kapitel.

Hertha hatte eine Handarbeit vorgenommen und saß in der Fensternische, leise brodelte auf dem Tisch die Wiener Kaffeemaschine, und Graf Steinrück, der sich den Rauch seiner Importe zuwehte, betrachtete verstohlen seine Tochter.

Seit ein paar Tagen war das Mädel wie ausgewechselt; sonst sang und trillerte sie von früh bis abends wie eine Lerche, aber jetzt lagen tiefe Schatten unter ihren Augen, und wenn sie unvermutet angesprochen wurde, schreckte sie wie aus einem Traum empor.

Leise plätscherte der Springbrunnen draußen im Park, süß und schwer duftete der Jasmin. Die Nachmittagsonne malte zitternde Kringel auf den weichen

Verteppich, und Knieper, der zusammengerollt wie ein Igel in dem lebernen Klubstuhl lag, schnarchte behaglich.

Herthas feines Profil zeichnete sich scharf gegen das Halbrund des geöffneten Fensters ab, wie ein Gemälde erschien das von den schweren Flechten umrahmte Köpfchen.

Graf Albert seufzte, dann legte er die Zigarre beiseite.

„Kleinel!“

„Väterchen?“

„Komm' mal her, Kind, ich möchte etwas mit dir besprechen!“

Hertha faltete das Deckchen, an dem sie stützte, zusammen und zog sich einen niedrigen Rohrstuhl heran, wie ein Käzchen huschelte sie sich hinein.

„Was ist's denn, Väterchen?“

Der alte Herr machte eine Pause und räusperte sich, es wurde ihm offenbar schwer, einen passenden Anfang zu dem zu finden, was er sagen wollte.

Sekundenlang blieb es still, nur der Regulator tickte und teilte die lastende Stille in rinnende Sekunden.

„Ja also“, Graf Steinrück fingerte nervös an der Lehne des Sessels herum: „Sag' mal, Mädel, wie viele Anträge hast du nun eigentlich gehabt?“

Das junge Mädchen blickte erstaunt auf.

„Aber, Väterchen, wie kommst du denn mit einemmal darauf!“

„Na, so ganz unberechtigt ist meine Frage doch wohl nicht.“ Der alte Herr versuchte, sich zu einem leichten Ton zu zwingen: „Wir wollen mal nachrechnen, wenn du einen Korb gegeben hast: Kizing von den Alanen, dann dem jungen Zikewitz, dem Assessor Roth aus Udrow, Graf Alvensleben — — —“

„Ja, ja, ich weiß schon“, Hertha lachte, „das hast du mir in den beiden letzten Jahren oft genug vorgehalten, ein rundes halbes Duzend kommt zusammen!“

„Aber Kind, mir kommt das durchaus nicht lächerlich vor, aus jungen Mädchen werden auch mal alte Jungfern, und du bist nun dreiundzwanzig!“

„Der reine Methusalem!“

„Nein, Hertha, im vollsten Ernst, ich denke mit Sorge an deine Zukunft!“

„Ach, Väterchen“, sie war aufgestanden und schmiegte sich dicht an den alten Herrn, „ich heirate überhaupt nicht, das weißt du doch, ich bleibe bei dir, oder — willst du mich mit Gewalt los sein?“

„Dummden!“ Graf Albert streichelte die Wange seines Kindes: „Dummden, kleines, und wenn ich mal nicht mehr bin?“ Steinrück ist Majorat!“

„Sprich doch nicht von solchen Dingen, bitte!“

„Warum nicht, Kind, ich bin nun siebzig und du weißt selbst, noch so ein Anfall, wie der letzte, da ist es begreiflich, wenn ich dich vorher versorgt und glücklich sehen möchte.“

„Versorgt! Wie das klingt, die Stiftsstelle in Prenzlin bleibt mir immer noch!“

„Das Glück liegt nur in der Ehe, glaube mir, wie namenlos glücklich waren deine gute Mutter und ich,

ein Mensch ohne Heim und Familie ist wie ein Schiff ohne Steuer und Masten! Bei einem Mann hat das vielleicht noch nicht so viel zu sagen, aber eine Frau, ein Mädchen, — es ist mein einziger, sehnlichster Wunsch, den ich noch im Leben habe!“

Ueber die Züge des jungen Mädchens huschte ein Schatten.

„Ich kann doch nicht den ersten besten nehmen!“

Graf Albert lächelte.

„Wer sagt denn das? Davon ist ja gar nicht die Rede! Aber sieh' mal, da ist zum Beispiel dein Vetter Kurt, der Demminer, 'n bißchen 'n Zeuratte, na ja' das sind andere auch, in unserer Gegend wollen nun mal keine Heiligen gedeihen, aber sonst ein properer Kerl, fünfunddreißig, gerade das richtige Alter für dich, Reserveoffizier bei den Gardebdragonern, in sehr guten Verhältnissen und dereinstiger Majoratserbe von Steinrück!“

„Ja, und wie die Dummheit verteilt wurde, da hat er zweimal „hier!“ gerufen, mein Väterchen, mit dem Vetter Kurt verschone mich, bitte!“

Jetzt wurde der alte Herr aber wirklich ärgerlich.

„Du hast auch an jedem etwas auszusetzen, ich sehe schon, das geht so lange, bis du sitzen bleibst! Daß Kurt kein Kirchenlicht ist, gebe ich zu, aber einen Gelehrten brauchst du doch nicht gerade zu heiraten, die dümmsten Männer sind auch die bequemsten.“

Herrtha lachte hell auf.

„Väterchen, Väterchen, das ist eine eigenartige Beweisführung, um mir den lieben Vetter angenehm zu machen, aber außerdem ist Kurt auch noch kniderig, so fern es sich nicht um das Spiel handelt, und so jagdneidisch, daß er nicht mal eine Treibjagd abhält, nur um alles allein zu schießen!“

„Aha, daher weht der Wind! Na, vielleicht überlegst du es dir doch noch!“

„Nein! Da wäre es um jedes weitere Wort schade!“

„Hm, hm, hm,“ Graf Albert brummelte vor sich hin, aber plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen, er nahm den Kopf des jungen Mädchens zwischen beide Hände.

„Sieh mir mal in die Augen, Kind, und antworte ganz ehrlich: Liebst du am Ende gar einen anderen?“

Langsam stieg eine dunkle Röte in Herrthas Wangen, dann senkte sie die Augen —

„Nein, — — ich — — — ich weiß nicht!“ und mit einem Ruck riß sie sich los und stürmte zur Tür hinaus, daß Knieper mit einem lauten Blaff jäh aus seinen Träumen emporfuhr.

Graf Steinrück sah wie erstarrt, dann lachte er sein dröhnendstes Lachen.

„Sie weiß es nicht! Großartig, einfach großartig! Sie weiß es nicht! Nun kenn' sich einer mit dem Frauenzimmerchen aus! Knieper, ist dir schon mal so was Berrücktes vorgekommen?“

Und der Dackel, der gerade gähmend nach einem biden Brummer geschnappt hatte, schüttelte mißbilligend sein Denkerhaupt, daß die Behänge klatschten.

Mit lautloser Geschäftigkeit räumte Siebenschuh das Kaffeegeschirr ab.

Graf Albert lehnte sich zurück und brannte die erste Zigarre von neuem an.

„Siebenschuh, komm' Er mal her!“

„Herr Graf befehlen?“

„Siebenschuh, die Herrtha vertraut Ihm doch alles an, Er hat sie ja auf dem Arm gepflicht, als sie noch so klein war“ — der alte Herr deutete mit den Handflächen eine unwahrscheinlich kleine Spanne an — „merkt Er was?“

„Herr Graf verzeihen, aber ich weiß nicht, was Herr Graf meinen!“

„Oder Tapperfrihe, das is' doch so klar wie Kloßbrühe, — die Herrtha ist doch nun alt genug, hat sie nich', — nee, — is' sie nich', — Schoßschwerenot, — ich meine, weiß Er was, ob sie sich vielleicht für einen von den Herren aus der Nachbarschaft mehr als sonst interessiert?“

Friedrich Wilhelm Siebenschuh stand holzengerade.

kein Muskel in seinem Gesicht zuckte, dann hob er, das Tablett auf der Linken balancierend, den rechten Zeigefinger und sagte langsam, jedes Wort betonend:

„Herr Graf wollen zu Gnaden halten: ich weiß nichts, aber — ich ahne 'was, Reden ist Silber, und Schweigen ist Gold!“

Und ehe sich der Graf Steinrück noch von seiner Ueberraschung erholt hatte, schwenkten schon die Rodschöße des Alten zur Tür hinaus. (Fortsetzung folgt.)

Eigenartige Frauen.

Ich kannte Laura Hütte, — ich sah und liebte sie, Ich kannte Meta Zentrum auch, doch sah ich sie noch nie. Nach Votte Rie hat immer mein Sehnsuchtsbild gestielt, Und mit Pia Hoforte hab' ich heralos oft gespielt.

Ich kannte Bita Delle und liebte Thea Ter. Li Belle, zog wie Sonnenschein durch meine Träume her. Ich liebte Sara Bände, sie hatte heißes Blut, Und neben Bella Donna war die Lilli Put mir gut.

Und fand ich keinen Schlummer, ging ich zu Ida Lin, Auch zog's zu Ellen Reiter mich verschiedentlich noch hin. Mit Rosa Rio war ich im Süden heimlich froh, — Auch kannt ich Dora Baltea (als Nebenfluß des Po).

Von Anna Berg, in Sachsen, zog fort ich übers Meer. Von Mary Land und Da So trennt ich zuletzt mich schwer. Dann fand ich endlich Ruhe. — Nur eine brachte Glück: Ich hielt und halte mich fortan nur noch an die So Gil. P u d.

Wolfsjagden in der Dobrutschka-Steppe.

Von Hugo von Köller.

„Wat den einen fin' Uhl, is' den andern fin' Nachtigall,“ sagt ein altes Sprichwort. Und wie Nachtigallengesang klangen mir die Jeremiaden der Schäferbesitzer in der bulgarischen Dobrutschka über die furchtbare Wolfsplage, als ich in den achtziger Jahren auf meinem Gut Muzantkiew inmitten der weiten Steppe einzog. Wölfe! Herrlich! Das war doch mal etwas anderes. Mein Jägerherz schlug höher bei dem Gedanken an all' die Wölfe, die ich zur Strecke bringen würde. Auf Hoch- und Schwarzwild mußte ich in der Dobrutschka-Steppe ja gänzlich verzichten, dafür sollte mir die Jagd auf Raubzeug aller Art Ersatz bieten. Die Niederjagd war nicht schlecht, und neben Hasen, Füchsen, Wachteln, Reb- und Steppenhühnern, u. a. m. kam immer mal ein „Diverses“ vor, das für mich den Reiz der Neuheit hatte. Aber zunächst waren die Wölfe meine „ganze Liebe“. In Treiben und auf Aufstand, aber auch in ebenso amüsanten wie aufregenden Reitjagden, bei denen ich häufig mit der Bleiknute arbeitete, boten die Wölfe mir immer neue Jagdfreuden. Es waren oft starke Bestien, mit denen der Kampf auf Tod und Leben ausgefochten wurde, und mancher meiner schönen Wolfshunde fiel bei den Beuten in der Steppe den furchtbaren Gebissen der Wölfe zum Opfer.

Im Winter bei großer Kälte und hohem Schnee, wenn der Hunger sie plagt, sind die Wölfe von ungläublicher Frechheit, brechen in die Gehöfte und Ställe ein, reißen jedes Lebewesen, dessen sie habhaft werden können. Fast ebenso in den Monaten April bis Juli, wenn sie gewölft haben und für ihre Jungen Nahrung suchen. Die Schäfer in der Dobrutschka rechneten pro Jahr mit einem Abgang von 20—25 Prozent von ihren Herden durch Wölfe. Ich hielt auf meinem Hof 15 scharfe Wolfshunde, die nur abends aus dem Zwinger losgelassen wurden, um nachts die Wölfe fern zu halten. Sie hatten oft schwere Kämpfe zu bestehen, ihre Behänge waren von den Wolfsjagden vollständig ausgeraunt.

Die meisten Wölfe habe ich in mondhellsten Winternächten auf Anstand geschossen. Wenn aus meinen großen Viehbeständen ein Stild einging, so ließ ich es 50—60 Meter weit vor meine Stroh- und Heumieten außerhalb meines Gehöfts auf den Schnee schleppen, um Wölfe anzulocken. Ich setzte mich dann im Schutze einer Miete an und habe wohl selten vergebens auf Wölfe gewartet. An solchen Abenden blieben die Hunde natürlich im Zwinger.

Wenn die Wolfsplage überhand nahm, machten die Bauern und Schäferbesitzer an den Kreisvorstand eine Einsache mit dem Ersuchen, amtlich ein großes Wolfstreiben anzustellen. Derartige Wolfsjagden bestanden dann aus Schieß- und Dehijagd in größter Aufmachung. Ich habe sie auch verschiedentlich mitgemacht. Es war ganz amüsant, weidmännisch aber nichts als eine große Komödie. Die männ-

lichen Einwohner aller Ortschaften des Kreises mußten sich zu der Jagd einfinden. Es versammelten sich also mehrere hundert Mann, zum Teil zu Fuß, zum Teil beritten mit unzähligen Hunden aller Art und Rasse. Wer kein Gewehr besaß, mußte als Treiber gehen. Eine riesige Waldfläche wurde umstellt, die Schützen, oder besser gesagt „die Flintenträger“, wurden am Waldrand aufgestellt. Ihre Flinten bestanden zumeist aus alten Steinschloßgewehren mit unmöglich langem Lauf von riesigem Kaliber. Geladen waren diese Schießgewehre in den seltensten Fällen mit Blei; meist schütteten die wilden Jäger kleine Steinchen, auch Glassplitter und ähnliches Zeug in den Lauf. Es war gefährlich, sich im Schießbereich solcher Donnerbüchsen aufzuhalten. Deshalb verzichtete ich auch gänzlich auf die Ehre, zu den Schützen gerechnet zu werden. Ich sammelte die berittenen Leute etwa 150 Meter hinter der Schützenlinie auf offenem Felde, wo wir uns in einer Mulde gedeckt aufstellten. Bei uns blieben auch die meisten Hunde. Ich hatte die Führung der ungefähr 150 Reiter übernommen. Es war eine wüste Gesellschaft und ähnelte mehr einer großen Räuberbande als einem Feld von Jagdreitern. Jeder Reiter mußte seinen Hund bei sich halten, damit diese Köter nicht zu früh losbrachen und etwaige Wölfe zurücklagten.

Es dauerte natürlich eine geraume Zeit, bis die 80–100 Schützen angestellt und die Hunderte von Treibern um den großen Waldkomplex herumgekommen waren. Meine Reiter stiegen von ihren Pferden herunter, kauerten sich am Boden und rauchten. Ich hatte mich an der Böschung der Mulde auf die Erde gelegt, um zu beobachten, wenn ein Wolf durch die Schützenlinie kam. Daß von den Jägern ein Wolf zur Strecke gebracht würde, hielt ich für ausgeschlossen; es kam also lediglich auf eine Hekijagd heraus.

Nach etwa zwei Stunden begann endlich das Treiben, mit einem derartigen Höllenlärm, daß alle sich im Treiben befindenden Wölfe gleich von Anfang an rege werden mußten. Es fielen vereinzelte Schüsse. Ich sah einige Wölfe die Schützenlinie durchbrechen. Da ließ ich aufsitzen und anreiten. Bei unserem Anblick drehten die Wölfe wieder um und gingen durch die Schützenlinie zurück. Nur ein starker Wolf suchte sein Heil in der Flucht. Auf eine Entfernung von 100 Meter ging er bei uns vorüber. Da sahen wir uns in Galopp, etwa 150 Reiter mit über 100 Hunden! Auch meine Leute schrieten und brüllten dabei, so daß dem Wolf augenscheinlich ganz ängstlich wurde. Er legte ein kolossales Tempo vor und gewann auf den ersten paar Kilometern einen ziemlichen Vorsprung. Er ging nun in die kahle Steppe, konnte sich also nur auf seine Schnelligkeit verlassen. Die meisten Reiter gaben mit ihren elenden Kleppern das Rennen bald auf, auch die meisten Hunde ermüdeten schnell. Mein Pferd ebenso wie meine Hekihunde waren in gutem Training, so daß ich die Jagd führte. Etwa ein Duzend Bulgaren und Türken auf kleinen, aber flinken und ausdauernden Pferden blieb noch hinter mir.

Wir hatten drei bis vier Kilometer in schärfster Gangart zurückgelegt, da wurde der Wolf merklich langsamer. Ich kannte bereits aus vielen Wolfsjagen die Ausdauer dieser Tiere und wußte, daß nun bald der kritische Moment für ihn kam. Mit nur wenigen Reitern näherte ich mich der Bestie immer mehr. Da fing der Wolf an, in voller Flucht nach hinten zu sichern, — ein Zeichen dafür, daß seine Kräfte erschöpft waren und er sich bald stellen würde.

Ich war unmittelbar hinter ihm, als er plötzlich Halt machte, sich setzte und die Front gegen mich nahm. Er bot einen, nichts Gutes verheißenden Anblick. Die blutunterlaufenden Geheer traten aus ihren Höhlen, die Gehöre spielten nervös, aus dem schaumbedeckten Rachen hing zwischen gewaltigen Fängen die blutrote Zunge weit heraus, und die Klanken des abgehekten Tieres schlugen in kurzem, röchelndem Atom. Der Wolf stellte sich zum letzten Kampf auf Leben und Tod. Einige Hunde fielen ihn an, zausen ihn am Hals und an der Rute, sprangen aber schnell wieder zurück, wenn der Wolf sie annehmen drohte. Noch in seiner Todesangst erkannte er in uns Menschen seine gefährlichsten Feinde.

Ich war aus dem Sattel gestiegen und hatte mein Jagdmesser gezogen. Die 5 oder 6 anderen Reiter, die sich am Halsali eingefunden hatten, wagten natürlich nicht, sich von ihren Pferden zu trennen. Ihre Hunde waren noch fetter als sie selbst, so daß ich mit meinen Hekihunden die Kosten dieses Kampfes mit dem Wolf allein bestreiten mußte. Je länger der Aufenthalt dauerte, um so mehr erholt sich der Wolf wieder. Die Hunde deckten ihn noch immer nicht, deshalb mußte auch ich mich noch in respektvoller Entfernung halten. Da wollte der Wolf noch einmal sein Heil in der Flucht versuchen, aber meine Hunde packten sofort an, und zwar in die Hinterläufe, so daß er sich wieder setzen mußte. Er sah zwar in diesem Augenblick nichts weniger als freundlich aus, aber es mußte nun doch endlich Schluß mit ihm ge-

* **Walter Liebm ann:** „*Mihi ipsi*“, Gedichte. (Verlag Fr. W. Ruhfus, Dortmund.) Liebm ann, ein bisher durch eine Reihe philosophisch-kritischer Schriften über Nietzsche, Balthinger und Spengler bekannt gewordener Barmer Autor, veröffentlicht hier sein erstes lyrisches Werk. Der Wert der in dem Buche dargebotenen Verse ist ungleich, recht stark Empfundenes und eigenwillig Gestaltetes steht neben Zufälligem und Belanglosem. Ein bemerkenswertes musikalisch-rhythmische Gefühl des Dichters wird nicht nur in den von Musik handelnden Versen spürbar. Die Abschilderung der Landschaft zeigt oft plastische Bildhaftigkeit; eigenes Erleben aber ins Menschlich-Allgemeingültige zu steigern, scheint nur in wenigen Fällen überzeugend gelungen und nicht immer bleibt Abhängigkeit von literarischen Vorbildern vermieden. 1s.

* „**Vom galanten Berlin**“. Ein weitverbreiteter Irrtum, daß Berlin zumindest bis zur Gründung des Kaiserreiches eine ursolide Stadt gewesen und erst um die Jahrhundertwende herum auch im erotischen Sinne eine „Weltstadt“ geworden sei! Hans Ostwald, intimer Kenner der Berliner Kulturgeschichte, belehrt uns in einem ebenso schönen wie umfangreichen Buche: „*Das galante Berlin*“ (Verlagsanstalt Klemm, Grunewald) eines Besseren. Es scheint, als sei der Berliner von jeher recht amoureuseur Natur gewesen und im 17. und ganz zu Anfang des 18. Jahrhunderts hat er diesen seinen Trieben munter die Zügel schiefen lassen. Dann allerdings kam Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig und strenge Moralist. Lange nach seinem Tode noch wirkte die eiserne Zucht des Preußenkönigs nach, aber die Toleranz des alten Fritz ließ schon wieder einiges aufkeimen. Unter seinem Neffen ging es in Berlin schon genau so, als in in anderen Großstädten der Zeit, und das 19. Jahrhundert hat Berlin zu einer Stadt gemacht, die an galanten Frauen und abenteuerlustigen Herren nichts zu wünschen übrig ließ. Ostwalds Werk gibt einen verhältnismäßig kurzen Überblick über die Vergangenheit und widmet sich in erster Linie der Gegenwart, also etwa den letzten zwanzig Jahren. Famose Reproduktionen galanter Bilder von allen jenen Zeichnern, die vor und nach dem Kriege die Berliner Welt darstellten, in der man sich nicht langweilt, schmücken das Buch.

* „**Die Praxis der Geschäftsgründung**“. Errichtung, Liquidation und Wesen der einzelnen Unternehmungsformen. Mit Formulare. Von Kommerzienrat B. Manasse. (Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin W. 10.) Das Buch des hervorragenden Treuhänders und Wirtschaftspraktikers ist bei seinem Erscheinen allerorten auf freudige Aufnahme gestossen. Der Autor konnte sich deshalb verhältnismäßig schnell zur Herausgabe einer Neuauflage entschließen, die nunmehr in neubearbeiteter und ergänzter Form vorliegt. In übersichtlicher Systematik führt es den Leser unter gleichzeitiger Darstellung der nach deutschem Recht in Frage kommenden Unternehmungsformen in die Voraussetzungen der praktischen Geschäftsgründungsvorgänge ein und erläutert den leicht faßlichen Text gleichzeitig durch eine große Anzahl geschickt ausgewählter Formulare, vor allem vortrefflicher Vertragsbeispiele.

* „**Die zehn Gebote des Erfolges**“ von Charles M. Schwab. (Verlag der Akademischen Buchhandlung H. W. Carl Graef, Leipzig C. 1.) Ganz Amerika hat dieses Buch gelesen. Schwab hat vollkommen Recht, wenn er in den „Zehn Geboten“ sagt, daß Geld keineswegs ein Maßstab oder eine Gewähr für menschliches Glück bietet, wohl aber der Gedanke, seine Pflicht stets voll und ganz erfüllt und in jeder Weise sein Bestes getan zu haben, eine Befriedigung gibt, die dem Ideal des Menschenglücks weit näher kommt, als aller äußerster pekuniärer Erfolg.

= „**Brahms' deutsche Volkslieder**“ hat Erwin Schwarz-Reislingen für Laute bearbeitet; und in dieser Form erschienen die bekanntesten und beliebtesten dieser Lieder im neuesten Heft der „*Musik für Alle*“ (Verlag Ullstein, Berlin.)

= „**Wiener Walzer**“. Von R. M. Ziehrer, dem bekannten Wiener Militärkapellmeister, erschienen in leichter Bearbeitung fünf der schönsten Walzer zu einem Heft vereinigt im neuesten Heft der „*Musik für Alle*“. (Verlag Ullstein, Berlin.)

= Ernst Decsey: „**Die Spieldose**“. Musiker-Anekdoten, neue veränderte Auflage in der Sammlung „*Musikalische Volksbücher*“ von A. Spemann und H. Holle. (Stuttgart, Engelhorns Nachf.) Den Musikern wird das hübsch ausgestattete Bändchen kaum etwas Neues erzählen, doch den musikalischen Laien gewiß willkommen sein.